

„Wenn es Gott nicht gäbe, so müsste man ihn erfinden.“

Jan Levin Propach¹



1. WIESO GLAUBEN, WENN MAN AUCH WISSEN KANN?

Die Überschrift „Wenn es Gott nicht gäbe, so müsste man ihn erfinden“ stammt von dem französischen Aufklärer und Philosophen *Voltaire* und findet sich in seinem religionskritischen „Buch von den drei Betrügern“, das er aus Furcht vor Strafen im katholischen Frankreich 1769 anonym veröffentlichte. Der Titel des Buches verrät schon den Inhalt: Es geht darum, die großen Religionsgründer Moses, Jesus und Mohammed als Trickbetrüger zu entlarven. Doch ist *Voltaire* nicht an einer allgemeinen Religionskritik interessiert, denn für ihn ist Religion und der Gottesglaube Quelle moralischer Regeln, die für ein gutes gesellschaftliches Miteinander unverzichtbar sind. *Voltaire* ist ein Deist, er hält also an der Existenz Gottes fest, lehnt aber eine Einflussnahme Gottes auf den Lauf der Geschichte ab. Zudem glaubt *Voltaire* nicht an die Lehrsätze oder Traditionen einer bestimmten Religion. Damit unterscheidet er sich einerseits von einem Atheisten, der die Existenz Gottes verneint und folglich

1 Antonia Dreßler, Ji Lu und Dr. Hubertus Steizer sei für Anregungen und Korrekturen gedankt. Eventuelle Unklarheiten und Fehler gehen allein zu Lasten des Verfassers

wie der Deist auch nicht an bestimmte religiöse Lehrsätze glaubt. Andererseits aber unterscheidet er sich auch von einem religiösen Menschen, der in spirituelle und religiöse Traditionen eingebettet ist, der betet, der darauf hofft und vertraut, dass Gott auf seine Gebete hört und in den Weltlauf eingreift und sich in Propheten und Zeichen offenbart. Gleichzeitig vertritt der religiöse Mensch Überzeugungen, wie beispielsweise, dass Gott dreifaltig sei, oder dass er sich durch den Propheten Mohammed kundgetan habe. Zwischen einem Deisten und einem religiösen Menschen besteht aber ein *common sense*: Beide glauben, dass Gott existiert.

Wenn nun in unserem Comic Hobbes Calvin fragt, ob er *glaube*, dass es einen Gott gibt, was meint er damit dann eigentlich? Wieso fragt er nicht: „*Weißt* Du, ob es einen Gott gibt?“ Ist Glaube das Gegenteil von Wissen? Im Alltag haben wir tatsächlich dieses Verständnis von Glauben. Wenn wir auf dem Weg zum Bus jemanden fragen, ob er weiß, wann der Bus abfährt und dieser uns daraufhin antwortet, er *glaube*, dass er um 17:41 Uhr käme, dann werden wir uns dennoch beeilen, möglichst schleunigst zur Bushaltestelle zu gelangen, weil uns die Antwort nicht überzeugt hat. Der andere scheint sich mit der Abfahrtszeit des Busses nicht sicher zu sein: Grund zu zweifeln. Es gibt aber im Alltag noch eine andere Verwendung des Wortes ‚glauben‘. Wenn uns jemand sagt, er liebe uns, dann können wir demjenigen Glauben schenken oder seine Liebesbekundung bezweifeln. Wenn wir demjenigen glauben, bedeutet das so viel, wie seinen Worten, sogar ihm selbst, Vertrauen zu schenken. Glauben meint also einen Akt des Vertrauens zu setzen.

Dieser Vertrauensakt soll aber nicht grundlos geschehen. Was wäre, wenn die Person, die sagt, dass sie uns liebt, uns ansonsten vor anderen lächerlich macht, uns nicht anblickt, hinter unserem Rücken schlecht von uns spricht? Würden wir zu ihr Vertrauen finden können? Wäre diese Person glaubhaft? Wohl kaum! Vielmehr würden wir derjenigen Person eher glauben, wenn ihr sonstiges Verhalten zu ihrem „ich liebe Dich“ passt, wenn sie auch ansonsten nett zu uns ist und unsere Nähe und Aufmerksamkeit sucht. Der Akt des Vertrauens muss also gerechtfertigt sein. Und das, obwohl wir gleichzeitig niemals beweisen und unfehlbar wissen können, ob die Person uns anlügt, wenn sie sagt, sie liebe uns. Dem „ich liebe Dich“ zu glauben, heißt also auf der einen Seite niemals einen absolut sicheren Beweis für die Liebe des anderen zu besitzen. Auf der anderen Seite bedeutet es, nicht blind und unvernünftig dem Wort des Anderen Glauben zu schenken, wenn sein sonstiges Verhalten eine ganz andere Sprache spricht.

Auch der Glaube an Gott ist ein Vertrauensakt. Und wie andere Vertrauensakte darf auch dieser nicht blind und willkürlich sein, sondern er soll vor der menschlichen Vernunft verantwortbar sein und genau das ist die Aufgabe der Philosophie, wenn diese über Gott nachdenkt. Doch wie kann man überprüfen, ob der Glaube an Gott mit der Vernunft vereinbar ist?

Etwas ist mit der Vernunft unvereinbar, wenn es einen inneren Widerspruch enthält. Wenn jemand behauptet, er habe einen wunderschönen eckigen Kreis gemalt, so werden wir demjenigen wohl kaum glauben. Es ist schlichtweg widersprüchlich, zu behaupten man habe etwas gemalt, was gleichzeitig ein Kreis und eckig ist. Eine solche Behauptung dürfen wir unbesorgt von uns weisen. Wenn Gottes Existenz einen ähnlichen Widerspruch beinhalten würde, dann wären wir ebenfalls berechtigt, die Behauptung, dass Gott existiert, abzulehnen. Ein Schritt um zu überprüfen, ob der Vertrauensakt des Glaubens an die Existenz Gottes nicht unvernünftig ist, besteht also darin zu überprüfen, ob sich aus dem Konzept Gottes Widersprüche ableiten lassen.

Einen der berühmtesten ableitbaren Widersprüche stellt das Theodizee-Problem dar (siehe dazu den Beitrag von Judith Krug auf S. 82–93). Was aber ist das Theodizee-Problem? Stellen wir uns vor, es gäbe wirklich Gott und er hätte die Macht alles zu tun und wüsste alles und er wäre gut und gerecht. Kann es dann Leid, kann es dann Böses in der Welt geben? Dieser Gott wüsste doch von dem unvorstellbaren Leid in der Welt und weil er gut ist, würde er auch jedes Leid beenden wollen und zudem könnte er jedes Leid beenden, weil er doch allmächtig ist. Und doch gibt es Leid in der Welt, wir selbst erfahren es jeden Tag, weil wir merken, dass wir vergänglich sind, dass wir oft machtlos sind, dass Ungerechtigkeit herrscht, dass Unschuldige in Kriegen getötet werden und Täter davonkommen. Dieser Konflikt zeigt, dass entweder der Satz „Gott ist gut und allmächtig“ oder aber der Satz „Es existiert Leid in der Welt“ falsch ist. Beide Sätze können offenbar nicht zusammen wahr sein, sie scheinen nämlich zusammengenommen einen Widerspruch zu enthalten. Viele Atheisten nehmen das Theodizee-Problem zum Anlass, um die Existenz Gottes zu leugnen, da das Leid in der Welt derart offensichtlich ist, dass es nicht zu bestreiten ist und folglich ein guter und allmächtiger Gott nicht existieren könne. Viele Philosophinnen und Philosophen, Theologinnen und Theologen, die an der Existenz Gottes im Angesicht des Leids festhalten wollen, entwerfen stattdessen Strategien, wie die beiden Sätze doch zusammen wahr sein könnten. Vielleicht ist Gott gar nicht allmächtig und er möchte zwar das Leid beenden, kann es

aber nicht? Vielleicht ist es erst das Leid, was unsere besten Charakterzüge wie Tapferkeit, Zivilcourage, etc. zu Tage befördert? Kommt das Leid in der Welt nicht daher, dass wir uns aus freien Stücken dazu entschließen so zu handeln, dass dabei Leid entsteht, wenn wir uns beispielsweise dazu entscheiden, einem Hilfsbedürftigen unsere Hilfe zu verweigern?

Aber es sind nicht allein Widersprüche, die uns anzeigen, dass etwas unvernünftig ist und wir auf der Hut sein sollten. Wenn uns beispielsweise jemand sagt, er habe gestern im Zug den Vulkanier Mr. Spock aus Star Trek gesehen, dann sind wir, obwohl die Behauptung in sich nicht widersprüchlich ist, dennoch skeptisch. Denn es erscheint völlig unwahrscheinlich, dass derjenige tatsächlich Mr. Spock begegnet ist, da wir davon ausgehen, dass Vulkanier erfundene Kreaturen sind, mit denen Gene Roddenberry das Star-Trek-Universum bevölkert. Scheinbar muss es also neben der Nichtwidersprüchlichkeit noch eine gewisse Plausibilität geben, damit wir etwas glauben. Wenn jemand an die Existenz Gottes glaubt, bedarf es also zweierlei: Aus der Existenz Gottes dürfen keine Widersprüche entstehen und die Existenz Gottes müsste plausibler sein als Gottes Nicht-Existenz.

Im Folgenden schauen wir uns einige berühmte Beispiele an, wie Philosophen für die Existenz Gottes argumentiert haben.

2. KANN MAN GOTTES EXISTENZ BEWEISEN? – DIE GOTTESBEWEISE

Kann man die Existenz Gottes beweisen? Die Theologen und Philosophen des Mittelalters waren diesbezüglich deutlich skeptischer als neuzeitliche Philosophinnen und Philosophen wie *René Descartes* oder *Gottfried Wilhelm Leibniz*. *Thomas von Aquin* (1225–1274), ein Mönch und Denker des 13. Jahrhunderts spricht deshalb – anstatt von Beweisen – von fünf Wegen zur Erkenntnis Gottes. Diese fünf Wege, von denen wir uns an dieser Stelle bloß die ersten beiden anschauen werden, beziehen ihre Überzeugungskraft aus unserer Erfahrung mit dem Universum, dem Kosmos. Deshalb werden sie später auch als kosmologische Argumente bezeichnet. Wenn wir das Universum betrachten, nehmen wir wahr, dass sich alles verändert und bewegt. Wir wissen, dass sich die Erde mit rasender Geschwindigkeit um die Sonne dreht, dass sich das Elektron um den Atomkern herumbewegt oder dass unser Körper einer ständigen Veränderung wie dem Alter ausgesetzt ist, auch wenn wir das im Alltag nicht immer merken.

Stellen wir uns vor, wir sitzen an einem windigen Tag an einer Promenade und blicken auf das unruhige Meer hinaus. Wir sehen Wellen, die brechen und neue Wellen bilden. Andere erreichen den Strand, umspülen die Felsen und verebben. Klar scheint uns zu sein, dass die Wellen sich nicht selbstständig dazu entscheiden, sich zu brechen oder die Felsen zu umspülen, sondern dass dafür eine Ursache zu finden ist, die „außerhalb“ der Wellen selbst liegen muss. Wenn wir beginnen, uns zu fragen, was die Ursache dafür ist, dass eine bestimmte Welle bricht und andere neue Wellen bildet, kommt uns möglicherweise die Antwort in den Sinn, dass diese Welle selbst wieder aus unterschiedlichen Wellen geformt worden ist. Man könnte also sagen, dass die Welle von anderen Wellen dazu gezwungen wird, wie sie sich „verhält“. Die Wellen selbst treffen auf das Festland, weil draußen am grauen Horizont ein Sturm wütet. Dieser Sturm ist ein Ausläufer eines großen Sturmtiefs, welches durch Unterschiede in der Luftdichte, wegen hoher Sonneneinstrahlung entstand. Obwohl wir bereits etliche Ursachen genannt haben, haben wir das Brechen einer bestimmten Welle damit noch nicht wirklich abschließend erklärt, denn wir könnten fragen, wieso zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort die Sonne schien und damit das Sturmtief auslöste. Eine mögliche Antwort wäre, dass sich zu der Zeit an diesem Ort wenig Wolken gebildet hatten. Wieso aber bildeten sich wenig Wolken? ...

Das ließe sich unendlich lange so fortsetzen und da wir deshalb niemals zu einem Ende unseres Fragens kämen, hätten wir auch niemals eine wirkliche Erklärung. Thomas von Aquin ist mit vielen anderen Philosophinnen und Philosophen der Meinung, dass ein solches unendlich langes Angeben von Ursachen und Gründen eine ziemlich schlechte Erklärung für ein einzelnes Phänomen ist. Und tatsächlich: Stellen wir uns vor, wir betreten ein Geschäft und der Verkäufer schlägt uns unangekündigt mitten ins Gesicht. Wütend schreien wir ihn an und fragen, was das denn solle. Angenommen er gibt uns dann als Antwort eine unendlich lange Kette von Gründen, wieso er uns schlug, so würden wir das sicherlich nicht als eine gelungene Erklärung akzeptieren, denn der Verkäufer könnte uns keinen abschließenden Grund für sein Verhalten nennen. Um also irgendeine Veränderung und Bewegung in der Welt zu erklären, kann eine unendlich lange Kette von Gründen und Ursachen für Thomas nicht in Frage kommen. Vielmehr muss es eine Ursache geben, die selbst von nichts anderem verändert und bewegt wird, aber Ursache aller anderen Bewegung und Veränderung ist. Von Aristoteles übernimmt Thomas dafür den Begriff des unbewegten Bewegers. „Und dies verstehen alle als Gott.“ Es ist allerdings wichtig zu erwähnen, dass mit dem Begriff

Gott an dieser Stelle nicht ein Gottesbild einer bestimmten Religion verknüpft ist: Es handelt sich um einen philosophischen, nicht primär um einen religiösen Gottesbegriff.

Wenn wir mit jemandem argumentieren, setzen wir immer etwas voraus, wir machen also bestimmte Annahmen. Stellt man fest, dass eine Annahme des Argumentes auf ziemlich wackeligen Beinen steht und nicht überzeugend ist, kann man das gesamte Argument aushebeln, indem man die problematische Annahme „angreift“. Angenommen jemand behauptet, dass der Krieg der Alliierten gegen Nazi-Deutschland im Zweiten Weltkrieg unter allen Umständen ungerecht war, weil Krieg eben immer ungerecht sei. Möchte man dieses Argument kritisieren, müssen wir bloß eine der Annahmen anzweifeln und überprüfen. Offensichtlich setzt das Argument die Annahme voraus, dass jeder Krieg unter allen Umständen ungerecht ist. Kann es aber nicht Kriege geben, die rechtfertigbar sind, wenn beispielsweise ein Volk vor der Auslöschung bewahrt werden soll? Die Annahme, dass alle Kriege ungerecht, und deshalb der Krieg der Alliierten gegen Nazi-Deutschland auch ungerecht sei, ist also zumindest diskutierbar.

Thomas setzt in seinem Argument unter anderem voraus, dass eine unendlich lange Kette von Ursachen keine abschließende Begründung eines Phänomens sein könne. In unserem Alltag ist diese Annahme Thomas', wie wir in dem Beispiel des handgreiflichen Verkäufers gesehen haben, überzeugend, dennoch teilen nicht alle Philosophinnen und Philosophen diese Annahme. Es gibt also eine Möglichkeit Thomas' Argument zu kritisieren, indem man Gründe dafür angibt, wieso es eine unendlich lange Kette von Gründen als Erklärung für ein einzelnes Phänomen geben kann und deshalb Gott als abschließende Ursache nicht notwendig ist. Einige Physikerinnen und Physiker gehen beispielsweise davon aus, dass sich unser Universum von Ewigkeit her ausdehnt und, bedingt durch die Gravitation, wieder in sich zusammenfällt, sich erneut ausdehnt, zusammenfällt und sich dieser Prozess unendlich viele Male wiederhole, so beispielsweise *Roger Penrose*.² Verfechter dieser Theorie scheinen, anders als Thomas, offensichtlich kein Problem damit zu haben, von einer unendlichen Kette von Ursachen und Wirkungen zu sprechen. Wir haben es also mit einer Entscheidungssituation zu tun: Entweder wir verteidigen Thomas' Annahme, dass eine unendlich lange Liste von Gründen keine abschließende Erklärung für ein einzelnes Phänomen ist und wir Gott als abschließende Erklärung benötigen. Oder aber wir kritisieren dieselbe Annahme mit Verweis auf Denker wie Penrose und andere Physikerinnen und Physiker. Je nachdem wie wir uns

entschließen, ist Thomas' Argument überzeugend oder eben nicht. Wir sehen an dieser Stelle, dass die meisten philosophischen Fragen nicht abschließend beantwortet werden können, sondern von schlüssigen Argumenten abhängen. Die Frage aber, was ein gutes Argument ist, muss immer vor dem Hintergrund einer bestimmten Epoche, einer Gesellschaft, Kultur und möglicherweise der eigenen Erziehung beantwortet werden.

Eine ganz andere Herangehensweise hat *Anselm von Canterbury* (1033–1109). Wie fast alle westlichen Philosophen des Mittelalters, war er wie auch Thomas Mönch. Seine Mitbrüder im Kloster baten ihn, ein Argument für die Existenz Gottes zu finden und er verblüffte nicht nur sie, sondern Generationen von Philosophinnen und Philosophen mit einem gleichermaßen einfachen, wie herausfordernden Argument. Während Thomas' Argument seine Kraft aus unserer Erfahrung mit der Veränderung und Bewegung in der Welt zieht, richtet Anselm in der Schrift *Proslogion* seinen Blick weg von unserer Erfahrung mit der Welt, hin zum Begriff Gottes selbst. Auf die Frage, was wir unter dem Begriff *Gott* verstehen, würden sich nach Anselm die meisten, egal ob Gläubige, Skeptiker oder Atheisten, darauf einigen, dass, wenn es einen Gott gäbe, dieser etwas sei, „über das hinaus nichts Größeres gedacht werden kann.“³ Und wenn wir uns über Gott Gedanken machen, und Gott nicht mit Zeus, Superman, oder dem fliegenden Spaghettimonster verwechseln wollen, dann scheint dieser Vorschlag Anselms wirklich hilfreich zu sein. Denn wenn es einen Gott gibt, dann müsste er so sein, dass nichts anderes ihn in irgendeiner Weise übertrifft oder bedingt.

Wenn wir ernsthaft über Gott nachdenken, kommen wir schnell zu dem Schluss, wieso kein noch so starker und mächtiger Superheld Gott sein könnte, denn jedem Superhelden fehlt irgendeine Fähigkeit oder Vollkommenheit. Während Flash schnell rennen kann, kann Superman fliegen. Beide aber können nicht unter Wasser atmen wie Aquaman. Wir sehen also, dass Superhelden uns Menschen in einigen Bereichen in den Schatten stellen, aber sie selber auch nicht die oberste Messlatte erreichen. Wenn es einen Gott gäbe, dann müsste er nach Anselm so beschaffen sein, dass ihm keine Vollkommenheit fehlen dürfte. Anselms Argument lautet nun so: Stell Dir vor Du akzeptiert, dass, wenn es einen Gott gibt, dieser etwas ist, über das hinaus Größeres nicht gedacht werden kann. Wenn du gleichzeitig aber behauptest, dass dieser Gott nicht wirklich existiert, würde Anselm dir entgegenhalten, dass Gott auf irgendeine Weise zumindest in deinem Bewusstsein existiert, weil Du ihn dir ja vorstellen kannst, auch wenn Du davon ausgehst, dass dieser Gott in Wirklichkeit nicht existiert. Das ist ungefähr so, als ob Du Dir in Dei-

nem Verstand Harry Potter vorstellst, aber davon ausgehst, dass er nicht in der Realität existiert. So weit, so gut. Während das im Falle Harry Potters völlig in Ordnung ist, würde Anselm Dir im Falle Gottes vorwerfen, dass Du dann die Definition Gottes nicht wirklich durchdacht und verstanden hast. Denn wenn Gott wirklich dasjenige ist, worüber hinaus Größeres nicht gedacht werden kann, dann kann er doch nicht nur in deiner Vorstellung existieren, denn er wäre dann ja vollkommener und größer vorstellbar: Nämlich als ein Gott, der nicht nur in Deinem Verstand, sondern auch in der Realität existiert. Also musst Du entweder die von Anselm vorgeschlagene Definition ablehnen, aber wir haben bereits gesehen, dass die Definition ziemlich gelungen ist. Oder aber Du musst akzeptieren, dass Gott nicht nur in deiner Vorstellung als dasjenige existiert, worüber hinaus nichts Größeres gedacht werden kann, sondern, dass er auch in der Realität existiert. Im Grunde genommen funktioniert Anselms Argument wie eine Falle, die in dem Moment zuschnappt, in dem Du seine Definition des Gottesbegriffs akzeptierst.

Der erste öffentliche Kritiker an Anselms Argument war sein klösterlicher Mitbruder *Gaunilo von Marmoutiers*. Man kann den Eindruck gewinnen, als machte sich Gaunilo in seiner Kritik über Anselm lustig, denn er behauptet, dass man auf demselben Weg, wie Anselm die Existenz Gottes beweist, die Existenz einer Insel beweisen könnte, die großartiger nicht gedacht werden kann. Weil wir verstehen, was mit einer Insel gemeint ist, die so großartig ist, dass darüber hinaus keine großartigere Insel gedacht werden kann, existiert diese Insel mindestens in unserem Bewusstsein. Wenn wir dennoch nicht bereit sind, zu akzeptieren, dass eine solche Insel auch wirklich existiert, würde Gaunilo so wie Anselm einwenden, dass wir die Definition der Insel nicht richtig verstanden hätten. Denn, wenn diese nur in unserem Bewusstsein existiert, dann ist ja eine großartigere Insel vorstellbar, nämlich eine, die wirklich existiert. Folglich muss diejenige Insel, über die hinaus keine großartigere Insel gedacht werden kann, auch wirklich existieren. Gaunilo versucht zu zeigen, dass man mit einem Argument, das genauso aufgebaut ist wie dasjenige Anselms, die Existenz von etwas beweisen kann, dessen Existenz allerdings vollkommen absurd ist. Allerdings ist Gaunilo entgegenzuhalten, dass eine Insel etwas ist, das begrenzt ist – schließlich ist sie von Meer umgeben. Das bedeutet, dass eine Insel von etwas abhängig ist. Wenn es beispielsweise kein Meer gäbe, könnte es auch keine Insel geben. Gott demgegenüber ist, weil er Gott ist, unabhängig von allem anderen, sonst wäre er nur ein Superwesen wie Flash und genau das soll ja Anselms vorgeschlagene Definition ausschließen. Eine solche

Insel ist also von ganz anderer Art als Gott und Anselm wirft Gaunilo in seiner Antwort auf dessen Kritik vor, dass er Gott mit endlichen Dingen verwechsle und sein Argument zu Unrecht auf einen völlig anderen Gegenstand anwende. Er macht sich sogar über Gaunilo lustig und fügt hinzu, dass er, sollte Gaunilos Insel tatsächlich existieren, „die [...] Insel finden und ihm [gemeint ist Gaunilo] schenken“⁴⁴ werde.

Ob uns Anselms Argument überzeugt oder wir es wie Gaunilo für einen geschickten Trick halten, hängt davon ab, ob wir die Annahmen des Argumentes für hieb- und stichfest oder aber für nicht überzeugend halten. Fest steht allerdings, dass das sogenannte ontologische Argument von Anselm nicht nur Philosophinnen und Philosophen wie *Descartes*, *Leibniz* und *Kant* nervös machte, sondern auch Mathematikerinnen und Mathematiker sowie Logikerinnen und Logiker des 20. Jahrhunderts wie z. B. *Kurt Gödel*.

Anselm fügt seiner Argumentation am Ende seiner Schrift einen Satz hinzu, der das ganze „Projekt“ der Gottesbeweise hinterfragt. Dort heißt es, dass Gott nicht nur dasjenige sei, worüber hinaus Größeres nicht gedacht werden könne, sondern, dass Gott „etwas Größeres [sei], als gedacht werden kann.“⁴⁵ Wenn wir uns mit unserem begrenzten Verstand immer im Dunstkreis der uns umgebenden Wirklichkeit befinden, worin Gott offensichtlich nicht vorkommt, wie können wir dann meinen, über ihn in angemessener Weise nachzudenken? Ist der Gegenstand unseres Nachdenkens im Falle Gottes nicht viel zu groß, weil Gott eben größer ist als alles Denken? Einige Theologinnen und Theologen behaupten deswegen, dass man nur negativ von Gott sprechen könne – diese Strömung wird deshalb auch negative Theologie genannt. Wenn Gott größer als unser Denken und Begreifen ist, dann könnten wir immer nur sagen, was Gott *nicht* ist, denn alles was wir begreifen können, wäre nicht Gott. Das Ziel der negativen Theologie ist es, nicht so zu tun, als ob Gott ein Teil unserer Wirklichkeit wäre wie ein unentdeckter und ferner Planet. Stattdessen soll betont werden, dass Gott, wenn es ihn denn gibt, alles uns bekannte übersteigt und eben größer als unser Begreifen und Denken ist: Die Transzendenz Gottes soll also gewahrt werden. Besonders deutlich formulieren das Platon und Plotin, beide antike Philosophen, wenn sie behaupten, dass Gott sogar jenseits des Seins liegt.⁴⁶ Obwohl das Motiv der negativen Theologie, Gottes Transzendenz zu betonen, durchaus verständlich ist, stellt sich dennoch die Frage, wieso die Philosophie und Theologie dann überhaupt von Gott sprechen soll? Wäre es dann nicht konsequent in ein Schweigen zu verfallen, frei nach den Worten Ludwig Wittgensteins „Worüber man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen“⁴⁷ (vgl. den

Beitrag von Alena Tkatschenko auf S. 106–117)? In jeder Religion gibt es Formen, die versuchen, dem Schweigen über Gott gerecht zu werden – dabei muss man nur an unterschiedliche Formen der Mystik in den Weltreligionen denken. Philosophie kann sich am Ende in Mystik verwandeln, aber dann ist sie eben keine Philosophie mehr, sondern Mystik. Solange wir philosophieren, bedürfen wir der Sprache, um Argumente aufzustellen und diese zu durchdenken. Deshalb sind die Gottesbeweise nach wie vor ein gutes Feld, nicht nur um das philosophische Denken zu trainieren, sondern auch, um zu prüfen, ob der religiöser Glaube vor der Vernunft gerechtfertigt werden kann.

Wir haben zwei klassische Argumente für die Existenz Gottes kennengelernt und gesehen, dass sie von Annahmen abhängen, die durchaus anzweifelbar und im Laufe der Geschichte der Philosophie immer wieder diskutiert worden sind. Als Philosophinnen und Philosophen sind wir dazu verpflichtet, uns mit einer geistigen Offenheit über die Annahmen der Argumente den Kopf zu zerbrechen, abzuwägen und am Ende ein eigenes Urteil zu bilden, ob wir die Argumente überzeugend finden oder eben nicht. Dieses Urteil kann aber niemals endgültig und unfehlbar sein, denn dann würde aus der geistigen Offenheit, aus welcher der Philosoph und die Philosophin schöpft und der er und sie sich verpflichtet weiß, eine in Stein gemeißelte und fundamentalistische Geisteshaltung, die nichts mehr mit philosophischem Nachdenken zu tun hat.

ANMERKUNGEN

- 1 Thomas von Aquin, Die deutsche Thomas-Ausgabe. Vollständige, ungekürzte deutsch-lateinische Ausgabe der Summa Theologica, Bd. 1. Gottes Dasein und Wesen (I 1–13), hg. v. Katholischen Akademikerverband, Salzburg 1934, 45. (Summa Theologiae I, q. 2, a. 3.)
- 2 Siehe dazu Penrose, Roger, *Zyklen der Zeit. Eine neue ungewöhnliche Sicht des Universums*, Berlin 2011.
- 3 Anselm von Canterbury, *Proslogion*. Untersuchungen. Lateinisch-deutsche Ausgabe v. Franciscus Salesius Schmitt OSB, Stuttgart/Bad Canstatt 1962, 85. (*Proslogion*, Kapitel II.)
- 4 Anselm von Canterbury, Was der Verfasser dieser kleinen Schrift darauf erwidern könnte. In: *Kann Gottes Nicht-Sein gedacht werden? Die Kontroverse zwischen Anselm von Canterbury und Gaunilo von Marmoutiers*, übers. u. hg. v. Burkhard Mojsisch, Mainz 1989, 95–97.
- 5 Anselm von Canterbury, *Proslogion*. Untersuchungen. Lateinisch-deutsche Ausgabe v. Franciscus Salesius Schmitt OSB, Stuttgart/Bad Canstatt 1962, 111. (*Proslogion*, Kapitel XV.)
- 6 So beispielsweise in Platons Staat 509a und b in: *Platon*, übers. v. Friedrich Schleiermacher, bearb. v. Dietrich Kunz, hg. v. Günther Eigler, Bd. IV Darmstadt, 1971, S. 543–545 und bei Plotin in der *Enneade V.3.17* in: *Plotins Schriften*, übers. v. Richard Harder, Neubearbeitung mit griechischem Lesetext und Anmerkungen fortgeführt von Rudolf Beutler und Willy Theiler, Bd. V, Hamburg 1960, 169.
- 7 Wittgenstein, Ludwig, *Tractatus logico-philosophicus*, Bd. I, Frankfurt a. M. 1969, 83.